

Der Elch.

Von

Leverkus-Leverkusen in Bonn.

Wenn ich heute, auf die liebenswürdige und für mich ehrenvolle Aufforderung unseres verehrten Präses, Exzellenz Huyssen hin, das Wort ergreife, um über ein Säugetier zu sprechen, das schon seit den ältesten Zeiten Gegenstand der mannigfachsten Beobachtungen und Forschungen war, so geschieht dies um so lieber, als sich, trotz der alten Berühmtheit, der sich der Elch oder das Elentier erfreute, in forst- und jagdzoologischer Beziehung noch manche Lücke in unserem Wissen findet, deren eine oder die andere mir vielleicht heute vergönnt ist, auszufüllen.

Von unseren ältesten Schriftstellern haben uns Pausanias, Plinius und Julius Cäsar Beobachtungen des *Alces palmatus* hinterlassen, auf die ich jedoch heute, ebensowenig wie auf die Märchenzoologie des Mittelalters eingehen kann. Um Ihnen jedoch eine Probe zu geben, wie im Mittelalter Zoologie gemacht wurde, muss ich Ihnen ein Stückchen erzählen, das speziell den Elch, d. h. den „grimmen Schelch“ unserer Vorfahren betrifft.

Da nach den „genauesten Beobachtungen“ einiger „Sachverständiger“ des 14. Jahrhunderts, der Elch sich wegen seiner plumpen und ungeschlachten Körperform sowie wegen der langen Läufe nicht niederzuthun vermöge, ohne Gefahr zu laufen, nicht wieder in die Höhe zu kommen, so lehne er seinen gewichtigen Rumpf an dicke

Baumstämme, um so „stehenden Fusses“ zu ruhen und zu schlafen.

Der findige Jäger der damaligen Zeit hat sich nun dieses körperliche Gebrechen des mächtigsten und stärksten Cerviden, der in geschichtlicher Zeit einen Teil unseres Globus bevölkert, zu nutze gemacht, hat da, wo der Elch hauptsächlich seinen Standort im Walde hatte, die dicksten Stämme unmittelbar am Boden bis auf ein Weniges abgesägt, das ermattete Wild, sobald es sich zur Ruhe „stellte“, umgestürzt und so zu einer leichten Beute gemacht.

Dieses herrliche Stückchen Jägerlatein wird meines Erachtens nur noch von der unvergleichlichen Methode der Münchener Fliegenden Blätter, Löwen zu fangen, übertroffen: Die Wüste Saharah wird einfach gesiebt, der Sand fällt durch und die Löwen sitzen im Sieb!

Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts, besonders in den letzten 60 Jahren, haben wir aber eine Reihe stattlicher Werke entstehen sehen, die viel wissenswertes und interessantes Material über die Naturgeschichte und die Verbreitung des Elens bieten.

Ganz besonders schätzenswerte Arbeiten besitzen wir über die Funde und fossilen Reste des *Alces palmatus* aus vorgeschichtlicher Zeit, von denen ich besonders erwähne:

Geh. Rat Brandt: Beiträge zur Naturgeschichte des Elens in Bezug auf seine morphologischen und paläontologischen Verhältnisse, Petersburg 1870.

Ferner Professor Woldrich, Wien 1886, Professor Pohlig (Bonn) Stuttgart 1892, Professor Nehring, Berlin, Professor Büchner, Petersburg etc.

Ueber den recenten und fossilen Elch Ost-Sibiriens haben Dr. Radde, Tiflis, Dr. Middendorf, Prof. Altrum und v. Schrenck Hervorragendes geleistet.

Wenn nun auch, wie erwähnt, auf forst- und jagdzoologischem Gebiet noch manches fehlt, so darf ich dennoch die Arbeiten eines Max Rosenhain, v. Haugwitz, v. Wangenheim und einer Anzahl königlicher Beamter

der Kgl. Forst Ibenhorst in Ostpreussen, wo noch ein Rest des früher in Deutschland überall verbreiteten Elches erhalten ist, nicht übergehen, die alle mehr oder weniger unser heutiges Wissen über diese merkwürdige Cervidenart bereichert haben.

Derjenige Autor jedoch, der (nach meinen persönlichen Erfahrungen in der freien Wildbahn Kanadas und Skandinaviens zu urteilen) dem Wesen und den Eigentümlichkeiten des Elentiers am nächsten kommt, ist der Kgl. Forstmeister Ulrich, der in den 70er Jahren in Ibenhorst in Ostpreussen beamtet war.

Aber auch allen diesen gewissenhaften Berichterstattem gegenüber kann ich mich nicht immer ganz mit deren Beobachtungen einverstanden erklären, wenn ich mich, wie erwähnt, lediglich durch meine etwa 14jährigen Erfahrungen in Bezug auf den Elch und seine Jagd leiten lassen soll.

Wenn ich nun noch weiter gehe und sogar Forstmeister Ulrich eine absolut massgebende Beobachtung in seinen Abhandlungen über das Elen absprechen muss, so hat dies freilich seinen Grund in einem Umstande, der für ihn unmöglich zu vermeiden war.

Ulrich war niemals im hohen Norden Europas oder Asiens und noch viel weniger in Amerika, wo er sein Wissen aus der total freien Wildbahn schöpfen konnte, sondern er hat nur nach den Exemplaren der Gattung *Alces* Beobachtungen machen können, die durch künstliche Salzlecken und Winterfütterung ein durch ein Förstertross gehegtes und gepflegtes Dasein führen, die nicht wie die Elche der öden und sumpfigen nordischen Wälder ihren ureigensten Charakter bewahrt haben.

In Bezug auf Brehm, den berühmten Altmeister der Tierkunde in speziell freier Wildbahn, bemerke ich, dass er persönlich sich mit dem Elch an seinen eigentlichen Standorten nicht eingehend beschäftigt zu haben scheint, obwohl er in den Tundren und Wäldern Sibiriens der Jagd im allgemeinen obgelegen hat und seine dortigen, trefflichen Beobachtungen in dem Nachlasswerk „Vom Nord-

pol zum Aequator“ durch seinen federgewandten Sohn Dr. Brehm aus des Vaters aufgezeichneten Vorträgen, der Nachwelt erhalten wurden.

In dem weltbekannten „Brehms Tierleben“ hat der Verfasser andere, wie v. Wangenheim, Forstmeister Wiese, Oberförster Axt etc. über den Elch reden lassen.

Trotzdem sagt Brehm, mit ganz richtigem Gefühl, dass der ostpreussische Elch unter anderen Verhältnissen als in den übrigen Teilen seines Verbreitungsgebietes lebt, und infolgedessen dort insbesondere die Scheu vor dem Menschen fast gänzlich verloren habe.

Als bedeutendstes Gebiet seiner heutigen Verbreitung, was geographische Ausdehnung, wie auch Anzahl der dort lebenden Stücke betrifft, habe ich **Finnland**, das europäische **Russland** und **Sibirien** zu nennen, eine Länderstrecke, die sich vom baltischen Meerbusen bis zum ochotskischen Meere in ununterbrochener Folge ausdehnt, obwohl sich auch hier seit den letzten 300 Jahren Strecken finden, wo der Elch sehr schwach oder gar nicht mehr anzutreffen ist.

Bis ins Mittelalter hinein hat nach Brandt der *Alces palmatus* das ganze bewaldete europäische Russland bewohnt. Auch in den sibirischen „Grosswäldungen“ war bis vor 200 Jahren der Elch überall vertreten und hat der Bestand dort auch bis auf den heutigen Tag für das ganze Gebiet am wenigsten Einbusse erlitten.

In **Kamtschatka** und auf der Insel **Sachalin** kam der Elch, nach Professor Büchner (Petersburg), dem ich für seine liebenswürdigen Aufschlüsse hier meinen wärmsten Dank ausspreche, weder heute noch in frühesten Zeiten vor, da wir keine Kenntnis von irgend welchen fossilen Funden besitzen.

Eine nur annähernd richtige Zahl der in dem unendlichen Gebiet des europäischen und asiatischen Russlands heute lebenden Exemplare zu geben, ist schon deshalb unmöglich, weil abgesehen von der Wildheit und Unwirtlichkeit der sibirischen Waldgebiete der Elch mit den ver-

schiedenen Jahreszeiten zu sehr seinen Standort wechselt, um eine zuverlässige Berechnung machen zu können.

Was ich von Dr. Radde in Tiflis persönlich und aus seinen hochinteressanten Werken, sowie von einer Menge russischer Pelzjäger und Jagdliebhaber erfahren konnte, deutet darauf hin, dass der halbwegs bekannte jährliche Abschuss sich auf mindestens 5 bis 6000 Stück stellt, aber dass diese Zahl durch uns nie zu Ohren kommende Strecken der Eingeborenen sich um das Doppelte und mehr in manchen Jahren erhöhen kann.

Nach meinem persönlichen Gefühl und der Meinung, die ich mir aus alten Erfahrungen zusammen bilde, kann das ganze russische Territorium inkl. Sibirien etc. 50 bis 60 000 Elche beherbergen, aber wiegesagt, kann der Bestand jedoch heute ein geringerer sein.

Als zweitwichtiges Gesamtgebiet nenne ich **Skandinavien**, das schon seit vielen hundert Jahren ein abgeschlossenes Ganze für sich bildet, so dass der skandinavische Elch nicht in das russische Gebiet und umgekehrt überwechselt. Hier lebt unser Wild auch noch zu tausenden auf verhältnismässig kleineren Länderstrecken.

Nach Aufzeichnungen des Norweg. Jagd- und Fischerei-Vereins in Christiania beläuft sich der unter streng weidmännisch geregelten Jagdgesetzen heute durchschnittlich erzielte jährliche Abschuss an Elentieren beiderlei Geschlechts zusammen auf 2200 bis 2400 Stück, wovon auf Schweden 13—1400 und auf Norwegen 900—1000 Stück entfallen.

In den Jahren vor 1886 wurden mehr Muttertiere als Schaufler in Skandinavien erlegt, seit etwa 12—14 Jahren jedoch, mit dem Eindringen deutscher und englischer Jagdliebhaber, hat sich das Verhältnis zu Gunsten des geweihlosen Tieres verändert, da die ausländischen Sportsmen Trophäen in Gestalt von Geweihen mit heimbringen wollen.

Das Wildbret des Mutterwildes ist zarter und das Erlegen des vertrauensseligeren Tieres bedeutend leichter.

Nach Geweihen frug früher der norwegische Bauer nichts, und man konnte bis 1886 noch die herrlichsten Schaufelgeweihe bei den Sennhütten im Schlamm herumliegen sehen, die Schädelstücke bis zum Rosenstock von Hunden abgefressen.

Wenn ich nun eine annähernde Zahl des Gesamtbestandes an Elchen in Skandinavien angeben sollte, wovon ich bisher keine Notizen in unserer Litteratur vorfand, so würde ich mit gutem Gewissen mindestens 8000, vielleicht 9000 Stück sagen.

In Skandinavien kommt der Elch von der West- bis zur Ostküste vor, aber nur zwischen dem 59. und 67. Grad nördlicher Breite.

Als drittes und letztes Gesamtgebiet freier Wildbahn, jedoch auch in den letzten drei Jahrzehnten strengen Jagdgesetzen unterliegend, habe ich das **Dominium Kanada** mit dem U. S. Staate Maine zu erwähnen, in welchem ich im Herbst 1876 einige Monate zur Jagd geweiht habe.

In diesem ungeheuren Territorium ist, im Verhältnis zu der Ausdehnung, der *Alces palmatus* nur noch schwach vertreten, und kommen jährlich vielleicht einige hundert Stück dort zur Strecke, wo vor kaum 100 Jahren noch ein Abschuss erzielt werden konnte, der demjenigen Russlands und Skandinaviens zusammen genommen gleichkam, respektive ihn überstieg.

Genau dieselbe herzlose, fast möchte ich sagen stumpfsinnige Schlächtereier, die den *Bos americanus* an die Grenze des Aussterbens brachte, hat auch der Elchbestand Nordamerikas und speziell Kanadas, zum Erschrecken des echten Weidmanns, gelichtet.

Auf Schneeschuhen, wenn das kolossal gebaute Wild, in tiefem Schnee steckend, sich zu Rudeln vereint hatte, haben die Aasjäger in blinder Habgier die Elche in den sogenannten „Schneeparks“ elendiglich zusammengeschoßen; der Indianer mit Pfeil und Bogen, der Europäer mit Pulver und Blei, haben beide hierin gleichviel ge-

sündigt, nur dass letzterer noch nicht einmal mehr den Namen Aasjäger verdient, sondern zum wüsten Morden überging, da er das ganze kostbare Wildbret verderben oder den Wölfen und Füchsen zum willkommenen Frass liess und für sich höchstens die Decke mit dem Kopfe und der Zunge mitnahm.

Den *Bos americanus*, dem es noch schlimmer erging, habe ich Ende 1876 noch in kleinen Rudeln im Staate Kansas angetroffen und gejagt, wo heute keine Spur desselben mehr zu finden ist. Ausser im äussersten Nordwesten Kanadas (in Alaska), wo er als „Mountain Buffalo“ in geringer Anzahl noch in absolut freier Wildbahn vorkommt, hat er sich in den staatlichen Reservationen des Yellow Stone Park im Staate Wyoming, ca. 44 Grad nördlicher Breite, in einer Anzahl von etwa 500—600 Stück unter militärischer Bewachung noch erhalten.

Nicht viel besser geht es dem Elch in Kanada. Hier an dieser Stelle glaube ich einschalten zu müssen, dass Brehm in seinem „Tierleben“ beim Erwähnen des nordamerikanischen „Moosedeurs“ (wie der Jankee unseren *Alces* nennt) ganz zaghaft durch die Zeilen blicken lässt, als wenn doch dieses Moose eine Abart unseres europäischen und asiatischen Elches sein könne.

Dass es zwei verschiedene Varietäten des *Alces palmatus* giebt, steht fest, die Vertreter derselben leben aber sowohl in Amerika wie in der alten Welt bis auf den heutigen Tag friedlich nebeneinander.

Das Nähere hierüber werde ich später berühren, möchte aber hier schon vorausschicken, dass ich das amerikanische „Moose“ mit unserem Elch in jeder Beziehung identisch halte.

Wenn ich ausser diesen drei Verbreitungsgebieten noch einen verhältnismässig kleinen Distrikt in den Grenzen Deutschlands anführe, so geschieht dies mehr aus patriotischem Stolz als aus streng weidmännischen und wissenschaftlichen Gründen.

Diese kaum fünf Quadratmeilen umfassende Forst,
Verh. d. nat. Ver. Jahrg. LVIII 1901.

speziell die Königliche Oberförsterei Ibenhorst in Ostpreussen, die alles in allem etwa 300 bis höchstens 350 Stück Elchwild beherbergt, kann gegen die vorher genannten, unermesslichen Länderstrecken, räumlich sowohl wie vom Standpunkte der Jagd, gar nicht in die Wagschale fallen, denn dieser Bestand ist sogar bei der aufopferndsten Hege und Pflege, unter Anwendung der strengsten Schongesetze, auf die Dauer wahrscheinlich nicht einmal mehr auf dem heutigen Niveau zu halten.

Meine Meinung ist die, dass der *Alces palmatus* unserer ostpreussischen Provinz durch Inzucht noch vor Ablauf des soeben begonnenen Jahrhunderts als Wild aus dem deutschen Reich verschwunden sein wird!

Der jährliche Abschuss in der Königlichen Forst beläuft sich auf einige wenige Stücke, der durch Überwecheln in Privatreviere noch um einige Stücke vermehrt wird.

Der Elch ist nicht ganz so unstät in seiner Lebensweise und seinem Standort wie der Büffel, aber dennoch hat man auch bei ihm nicht ganz unwichtige Wanderungen beobachtet.

Für das russische Reich sagt Professor Th. Köppen in seiner interessanten Abhandlung „Die Verbreitung des Elentieres etc.“, Petersburg 1883: „dass in den letzten 30 Jahren (d. h. von Anfang der 50er Jahre an) eine auffallende Ausbreitung im europäischen Russland vom Elen nach solchen südwärts gelegenen Gebieten stattfand, wo dasselbe zwar in geschichtlicher Zeit gelebt hat, aber seit Jahrhunderten ausgerottet war!“

Geh.-Rat Brandt thut dieser auffallenden Massenwanderung des Elen in seinem Werke „Naturgeschichte des Elen“, Petersburg 1870, nicht Erwähnung, obwohl gerade zu der Zeit dieselbe in vollstem Zuge gewesen sein muss.

So habe ich selbst in den letzten 10 Jahren die Beobachtung gemacht, dass der skandinavische Elch und speziell der an der Westküste Norwegens vorkommende

von Jahr zu Jahr mehr nach Norden drängt und sich bereits im Bodö-Amte (also nördlich vom Polarkreise) vereinzelt zeigt, wo bis dato seit Menschengedenken Elchwild unbekannt war.

Ein Werk, welches mir unter anderem bei Bearbeitung meines heutigen Vortrages vorgelegen hat: „Tiere der Heimat“ von Gebrüder A. und K. Müller, Kassel 1882, enthält auch Seite 99 einen Passus über die Ausbreitung des *Alces palmatus*, der ebenso verwirrend wie erstaunlich ist und hier unbedingt richtig gestellt werden muss.

Müller sagt: „Als Standwild soll das Elchwild in Russland nur noch in der Bialowiecer Heide neben den letzten Auerochsen, unter besonderem Schutz der dortigen Forstverwaltung vorkommen.“

Im östlichen Russland sowohl als in Skandinavien ist sein Vorkommen nur noch ein vereinzelt, und so bilden die einzigen Elchwildbestände nur noch die vorerwähnten Striche in Russland und in Ibenhorst in Preussen.“

Wir haben nun aus dem vorher über die verschiedenen Verbreitungsgebiete des Elen Gesagten ersehen, dass sich die Sache etwa umgekehrt verhält und dass Ostpreussen speziell für das Vorkommen unseres *Alces* absolut nicht in die Wagschale fällt; ich darf dem wohl noch hinzufügen, dass in Ibenhorst und Umgegend der Elch heute schon längst verschwunden und ausgerottet sein würde, wenn nicht schon seit dem Beginn der preussischen Dynastie, also seit 200 Jahren schon, dieses interessante Säugetier durch die besondere Huld der verschiedenen Herrscher vor dem gänzlichen Untergange bewahrt worden wäre.

Die Rekapitulation der Bestände ergibt: Ostpreussen mit Ibenhorst höchstens 350 Stück, Skandinavien 8000 bis 9000 Stück, Finnland, Russland und Sibirien 50000 bis 60000 Stück, Kanada mit dem Staate Maine vielleicht 1—2000 Stück. Diese Zahlen, wenn auch nicht unbedingt auf das Genaueste richtig, sprechen für sich.

Es ist merkwürdig, wie der Elch aus altersgrauer

Vorzeit sich gerade da so überaus zähe gegen unsere stets ansteigende Kultur gewehrt und erhalten hat, wo ihm am wenigsten Schutz gewährt werden konnte und dass die meisten seiner prähistorischen Zeitgenossen aus der diluvialen Periode schon längst zu der fossilen Fauna unseres Erdballs zählen.

Sogar von den heute noch aus diesen frühesten Entwicklungszeiten unseres Planeten auf uns gekommenen Säugetierformen wie Bison, Wildpferd, Biber, Fjeldfrass etc. steht das Elen in Anzahl und Lebenskraft obenan und wird voraussichtlich auch dann noch die sibirischen und skandinavischen Walddistrikte bevölkern, wenn alle die Nachkommen der vorgenannten Säugetiere schon längst extinkt sind.

Auf Island und Grönland kommt der Elch merkwürdigerweise nicht vor, obwohl ich seinen Vetter, das Wildren im Innern Islands in nicht unbeträchtlichen Rudeln vor etwa 20 Jahren noch persönlich gesehen habe.

Die geographische Lage Islands, zwischen dem 63° und 67° nördlicher Breite und unter dem vollsten Einflusse des Golfstromes würde sogar Rot- und Rehwild einen geeigneten Aufenthalt in Bezug auf Klima und Äsung bieten, um wieviel mehr also dem weit härteren Elch.

Ich bin in der Lage, für meine Behauptung betreffs der Lebensfähigkeit unseres zarteren deutschen *Cervus elaphus* in derselben Breitenlage wie Island und mit annähernd derselben Kräuter- und Sträucherflora wie dieses und zwar an der Westküste Skandiaviens den Beweis dadurch zu erbringen, dass ich im Februar vorigen Jahres einen Transport von 6 Stück lebenden, deutschen Rotwildes nach einer etwa 5 Quadratmeilen grossen Insel im Nördl. Drontheim-Amt sandte, der nach elftägiger Reise wohlbehalten dort ankam und wovon drei von den vier darunter befindlichen Muttertieren Ende Mai, respektive Anfang Juni 1900 je ein gesundes Kalb setzten, die alle drei heute, nach den Berichten des deutschen Konsuls in Namsos und meines Oberjägers, in ausgezeichnete Ver-

fassung, feist und kugelrund in das nun auch dort seit vier Wochen hereingebrochene Frühjahr eingetreten sind.

Die alten Tiere befinden sich selbstverständlich in gleich guter Kondition.

Hierdurch ermutigt, beabsichtige ich, im Frühjahr 1902 noch einen zweiten Transport deutschen oder ungarischen Hochwilds nach dieser Insel abgehen zu lassen, um dort die ausgedehnten Reviere mit Hochwild zu jagdlichen Zwecken zu bevölkern.

Um nun wieder auf den Elch zurückzukommen, so könnte er sehr wohl auf Island in entsprechender Anzahl sein Leben fristen, obgleich ein eigentlicher Waldbestand hier gänzlich fehlt, den der Elch als Waldtier so ungemein bevorzugt.

Ich kann nun meine Betrachtungen über die Verbreitung des rezenten Elches nicht schliessen, bevor ich auch noch einige Momente aus seinem fossilen Verbreitungsgebiet gegeben und dessen Grenzen in kurzen Umrissen beleuchtet habe.

Die Spuren der frühesten Existenz unseres Elentieres reichen, wie gesagt, in die Diluvialzeit hinein, und wir kennen Funde aus Flussablagerungen, Funde im diluvialen Schlammsande, dann Höhlenfunde, sogar Funde in vulkanischen Niederschlägen und schliesslich Funde aus Torfmooren und Pfahlbauten, die alle uns das Vorkommen des *Alces palmatus*, wie er heute noch lebt, in diesen fern zurückliegenden Zeiten beweisen.

Deutschland, Österreich, besonders Galizien, die Donau-niederungen, Ungarn, sogar Griechenland, die Türkei und der Kaukasus beherbergten in grauer Vorzeit unseren heutigen Elch. Köppen sagt freilich in seiner vorher schon erwähnten Schrift, Petersburg 1883, dass das Elen weder jetzt noch in früheren Zeiten im Kaukasus gelebt habe, da ihm niemals Mitteilungen von fossilen Funden oder Funden aus neuerer Zeit vom Elch bekannt geworden seien.

Köppen begründet dieses vermeintliche Fehlen des Elen damit, dass dasselbe nur Waldtier, nicht Steppentier

sei und deshalb die südlich der ausgedehnten russischen Steppen liegenden Gebirge, wie den Kaukasus, nicht habe erreichen können. — Auch habe unser Alces nicht wie der *Cervus elaphus* von Asien aus über das Altai-Gebirge zum Kaukasus kommen können, da er sich als ein spezifisch Ebenen- und Sumpftier von der Überschreitung hoher Gebirgskämme zurückschrecken liesse.

Dass der Elch weder heute noch früher ein Bewohner der Steppen gewesen ist, nehme ich als selbstverständlich an, dass er aber nicht wie der Rothirsch über Ural- und Altai-Gebirge habe überwechseln können, da er, wie Köppen auf S. 20 sagt: „durchaus kein Gebirgstier ist“, stimmt nicht ganz mit meinen persönlichen Erfahrungen aus den höchsten baumlosen Fjelds des norwegischen Hochlandes überein, wo ich den Elch im September häufig angetroffen, gejagt und erlegt habe.

Von den 36 Elchen, die mir speziell in Norwegen im Laufe der letzten 12 Jahre zur Beute fielen, sind etwa ein Viertel auf den höchsten Spitzen der Hochfjelds von mir gestreckt.

Wer diese Hochfjeldsjagden schon mitgemacht und die verzehrenden Strapazen in den zerklüfteten Gebirgen gekostet hat, der weiss wie ich, dass der Elch es meisterhaft versteht, zu klettern, und es darin dem Edelhirsch an Geschwindigkeit, Sicherheit und Ausdauer, wenn möglich, zuvorthut.

Es scheint mir als feststehende Thatsache angenommen werden zu dürfen, dass der Elch sich durch die höchsten Gebirge nicht vom Überwechseln behindern lässt, wenn ich bedenke, wie oft ich Elchwild auf der Flucht die schroffsten Klippen der unwirtlichen Hochfjelds habe annehmen und wie Katzen erklimmen sehen.

Im übrigen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich in Wladikawkas im Jahre 1886, nördlich vom grossen Kaukasus, bei einem emeritierten Lehrer die Fragmente fossiler Elengeweibe und Knochen vermeine gesehen zu

haben, die offenbar aus dem nahen Gebirge stammten, da die Sammlung eine rein örtliche war.

Auch in der Schweiz wurden, nach Heer, häufig die fossilen Knochen des Elen im Lignit aus interglacialer Zeit und in Pfahlbauten gefunden.

In Belgien, Holland und im nordöstlichen Frankreich sind hin und wieder die Knochen und Geweihfragmente des Elches gefunden worden.

Im Diluvial der Lombardei allein sind uns fossile Reste des *Alces palmatus* in Italien entgegen getreten, und muss er in Mittel- und Süd-Italien sowie in Süd-Frankreich, in Spanien und Portugal ganz unbekannt gewesen sein.

In Grossbritannien sind im obersten Pleistocen der Grafschaft Norfolk, also an der Ostküste Englands, die fossilen Reste eines *Alces* gefunden, die jedoch nur teilweise auf unseren *Alces palmatus* passen und dessen Träger Prof. Johnson *Alces latifrons* nennt.

In historischer Zeit hat Grossbritannien den Elch nie beherbergt, wie auch der berühmte irische Riesenhirsch (*Megaceros hibernicus*) nur einer vorgeschichtlichen Zeit angehört, dessen Repräsentanten speziell in Irland, durch interessante und für einen Cerviden kolossale Geweihformen ausgezeichnet, gelebt haben.

Aus prähistorischer Zeit kennen wir keine fossilen Funde des *Alces palmatus*, die südlicher als der 40. Grad nördlicher Breite lagen, und in historischen Zeiten lebte er nur an ganz vereinzelt Stellen südlicher als 50 Grad nördlicher Breite.

Heutzutage kenne ich nur noch eine Stelle unseres Planeten, wo er bis 45 Grad nördl. Breite lebt und das ist im U.-S. Staate Maine, wo das Mosedeer in wenigen Stücken noch vorkommt.

Ich glaube nicht fehl zu gehen in der Annahme, dass der Elch nie ein Tier der Tropen oder auch nur der heisseren Länder war, sondern dass er mit dem Schwinden der Gletscher Europas in postglacialer Zeit und mit

der dadurch bedingten Veränderung der ihn nährenden Flora, die wieder durch das allmählich wärmer werdende Klima hervorgerufen wurde, sich in die kühleren Gebiete des Nordens unserer Hemisphäre mehr und mehr zurückzog.

In dem hochinteressanten Werke: „Forstliche Zoologie“ von Professor Eckstein-Eberswalde finde ich auf Seite 170 eine Karte der nördlichen Halbkugel unseres Planeten, worauf die geographische Verbreitung der Cerviden mit Punkten und Strichen eingezeichnet wurde.

Für den Elch speziell stimme ich mit dem Verfasser in der südlichen Linie seines Verbreitungsgebietes überein, muss es jedoch dahin gestellt sein lassen, ob der *Alces palmatus* so weit nach Norden in vorgeschichtlicher Zeit in Sibirien gelebt hat.

Es ist heute natürlich nicht mit Sicherheit festzustellen, ob der Elch in posttertiärer Zeit sich von dem damaligen Asien und Europa nach Nord-Amerika verbreitete oder umgekehrt, obwohl es den Anschein hat, als wenn die Wiege des Elches im Hochnorden Asiens zu suchen sei.

Dass sich das amerikanische Moosedeer unabhängig von unserem altweltlichen Elch zu gleichen heute noch existierenden Formen entwickelt haben sollte, ist nicht anzunehmen, und könnten wir allein aus den paläontologischen Forschungen, ohne die interessanten geologischen Untersuchungen und Befunde über das frühere Zusammenhängen des amerikanischen mit dem asiatischen Kontinent, aus den fossilen Funden gleicher Tierformen, wie auch aus der Existenz vieler heute auf beiden Kontinenten noch lebenden Säugetiere den Beweis erbringen.

Ausser den gleichen fossilen Funden von *Alces palmatus*, Mamuth, Ur, Riesenhirsch, büschelhaarigem Rhinoceros, Höhlenbär und Höhlenhyäne im Pleistocän beherbergen beide Kontinente heute in gleichen Formen das Elen, das Ren, den Bison, den Moschusochsen, das Zobel, den Nörz, den Wolf, den Eisfuchs, den Biber, den Lemming, den Schnee-Hasen u. a. m., sodass hierdurch der Beweis

des gegenseitigen Austausches von hüben und drüben und umgekehrt in diluvialer Zeit genügend erbracht erscheint.

Zum Schluss meiner Betrachtungen im allgemeinen über das Verbreitungsgebiet des Elches möchte ich noch einige Länderstriche nennen, in denen weder heute noch in prähistorischer Zeit derselbe existiert haben kann.

Auf meinen Reisen in Arabien und Afrika, in Vorder- und Hinter-Indien, sogar im Osten des himmlischen Reiches und im Lande der aufgehenden Sonne habe ich niemals Spuren unseres Alces, weder aus vorgeschichtlicher noch rezenter Zeit entdecken können, obwohl ich damals (in den Jahren 1875 bis 1878) Perefakten, fossile Gegenstände und Höhlenfunde eifrigst sammelte.

Auf den Sunda-Inseln, Sumatra und Java am Himalaja und weiter im Westen unseres Planeten in Tripolitaniens, Tunesien, Algier und Marocco habe ich nie von Resten des Elches gehört, noch sind mir solche zum Kauf angeboten worden.

Aus dem Grunde glaube ich, wie vorher erwähnt, den 40. Grad nördl. Breite als seine südlichste Grenze, die er jemals gehabt, annehmen zu dürfen.

Heute ist der Elch ein spezifisch nordisches Tier, aber im selben Atem muss ich es aussprechen, dass er deshalb keineswegs zu den Bewohnern der arktischen Regionen zu zählen ist, da er den Polarkreis (67 Grad nördl. Breite) nirgends nennenswert überschreitet. Sogar in Norwegen, wo der Golfstrom die ganze Westküste bis hinauf bis zum 70. Grad nördl. Breite selbst für den Menschen bewohnbar macht, fehlt jede Spur von ihm über 68 Grad nördl. Breite, wogegen sein Vetter, das Ren (*Rangifer tarandus*) bis in die höchsten Breiten Norwegens, Islands, Grönlands, Spitzbergens und Franz Josephs-Lands sich zeigt. Auch der Moschusochse und das Caribu leben in Grönland resp. Nordamerika ganz bedeutend nördlicher als der Elch.

Den eigentlichen Grund dieser so schroff abschneidenden Verbreitungsgrenze des Elches glaube ich lediglich in

dem Vorkommen resp. Fehlen der ihm zusagenden Äsung suchen zu müssen und den klimatischen Verhältnissen dabei einen nur indirekten Einfluss zuschreiben zu können.

Da der *Alces palmatus* seine Hauptnahrung aus der Waldesflora sucht und besonders gerne die Eberesche, die Aspe, *Salix caprea*, *Populus tremula* und den Wacholder annimmt, so hält er sich demgemäss auch da am meisten auf, wo diese Bäume oder Sträucher vorkommen und ist er deshalb als ein spezifisches Waldtier anzusehen; er kann aber auch monatelang über der Baumgrenze leben und sich von Moosen, Gräsern, an der baumlosen Küste des schärenreichen Norwegens von Algen und Tangen ernähren.

Wenn nun der Elch da, wo ihm die zusagende Bäume- oder Kräuter-Äsung fehlt, oder wo im Laufe der Jahrtausende sich durch äussere Einflüsse diese Äsung verändert hat, seinen Standort wechselt und ganze Distrikte und Breiten durch allmähliche Auswanderung flieht, so müssen wir darin einen Hauptgrund seines Gebietwechsels sehen.

Keineswegs aber glaube ich, dass ein so hartes Säugetier wie unser *Alces* vor direkten klimatischen Verhältnissen, wie Kälte, Stürmen, Schnee und Eis, selbst vor ewiger nordischer Winternacht zurückschreckt und dadurch zum Auswandern sich bewegen lässt. — In Norwegen steht der Elch in mir persönlich bekannten Revieren des Inlandes, im Winter bei 2 bis 3 Meter hohem Schnee und der bittersten Kälte unentwegt in den gleichen Revieren, bei Sommer und Winter, obwohl er nur etwa 10 bis 12 Marschstunden nach Westen die klimatisch bedeutend mildere Küste des atlantischen Oceans erreichen könnte, wo durch den Einfluss des Golfstroms der Schnee niemals höher liegt als in Mittel-Deutschland und die Kälte nur geringe Grade erreicht.

Dass der Elch aber auch die Küstenstriche ebenso bevölkert wie das Inland bis zur schwedischen Grenze, ist bekannt, dass er aber auch ausser vielen Gräsern auch

eine Art Seetang gerne zur Äsung annimmt, dürfte weniger bekannt sein.

Das von mir nach dem nördlichen Drontheim-Amt importierte Hochwild nimmt diesen Tang mit Begierde an, was bewirkt, dass alle Exemplare rund und feist aus dem Winter ins Frühjahr übertreten, wogegen das Hochwild unseres Harzes, des Westerwaldes, des Hoch- und des Sodenwaldes etc. stark abgemagert den heimischen Winter überdauert.

Für das männliche Rotwild hat dieser Seetang noch den jagdlichen Vorteil, dass die Hirsche durch das mechanische Einnehmen des an dem Tang haftenden Seesalzes ganz vorzügliche und stark verreckte Geweihe bekommen, wie sie bei uns in Deutschland und Öesterreich nur durch die besteingerichtete Fütterung und künstliches Salzlecken zu erzielen sind. Gerade um die Zeit, wenn die neuen Geweihe der Hirsche im Spriessen begriffen sind (März, April, Mai), nimmt das Wild am allerbegierigsten diese Äsung an.

Dass der Hirsch resp. das Rotwild an unserer deutschen Küste solche Tangarten als Winteräsung nimmt, habe ich nie in Erfahrung bringen können, obwohl ich auf Rügen z. B. viel gejagt habe und manchen braven Geweihträger streckte. —

Ich möchte hier noch die Bemerkung einschalten, dass Professor Siebert in London in seinem Werke über die Cerviden beim Elch die Wahl seines Standortes und das eventuelle Auswandern nur klimatischen Einflüssen zuschreibt und besonders die grössere und geringere Feuchtigkeit der Luft als ein Hauptmotiv des Festhaltens oder Verlassens eines Standortes gelten lässt. Wir haben vorhin gesehen, dass ich zu anderen Ergebnissen in dieser Beziehung gekommen bin.

Das von mir vorher erwähnte, in dem letzten Jahrzehnt beobachtete Drängen der norwegischen Elche nach Norden, sogar bis in das „Bodö“-Amt hinein, mag nun wohl nicht aus Äsungsrücksichten erfolgt sein, jedenfalls

aber nicht aus klimatischen Gründen. Ich glaube, dass hier die Beunruhigung des Elchwildes, nicht allein durch intensivere Jagd, sondern durch die speziell im nördlichen Drontheim-Amt fortschreitende Kultur, durch den Ausbau vieler neuer Strassen, durch vermehrten Holzschlag der bis vor 50 Jahren noch fast jungfräulichen Wälder, durch das Legen von Telephonverbindungen bis zu den entferntest liegenden Waldhöhen und last not least durch die stets sich erweiternden Routen der kleinen Küstendampfer, die in den letzten Jahren bis in die tiefsten Schlupfwinkel der oft meilenweit ins Inland reichenden Fjorde hineinfahren, begründet werden muss.

Aber ausser den grossen Wanderungen der Elche haben wir auch in manchen Gebieten, wo die Ausrottung nicht wie in Kanada systematisch betrieben wurde, ein Aussterben beobachten müssen, dessen Veranlassung noch nicht so ganz ergründet worden ist.

Die Hauptsache der Schuld trägt sicherlich eine gewisse Degeneration, die durch ungenügende Auffrischung des Blutes und durch mangelnden Zuzug aus fremden Revieren hervorgerufen worden ist. Ein Raubtier jedoch, das heute immer seltener wird, der Wolf, hat doch auch mehr Sünden in Bezug auf den Elch auf dem Gewissen, als die meisten entfernter stehenden Menschen wohl ahnen mögen.

Obwohl uns direkte Berichte über das Treiben des *Canis lupus* im Mittelalter fehlen, wo doch ein grosser Teil Europas vom Elchwild entblösst wurde, so wissen wir doch, dass dieses unersättliche Raubtier in den Jahren 1830 bis etwa 1840 in Skandinavien und speziell in Norwegen so überhand nahm, dass die Bestien zu einer vollkommenen Landplage wurden.

Gegen das Jahr 1840 war der Elchbestand in Norwegen bis auf wenige Hundert Exemplare von den Wölfen ausgerottet, so dass unser *Alces palmatus* bis 1850 noch in manchen Ämtern bei der jüngeren Generation ganz un-

bekannt war, wo er in späteren Jahren sich als Standwild wieder heimisch machte.

Alte Bauern und Jäger haben mir öfter davon erzählt, wie fürchterlich die Wölfe schliesslich auch unter dem Hausvieh gewütet hatten, nachdem sie durch die vielen Elchbraten schliesslich auf Lamm und Ochsenfilet geächtet waren!

Dann auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, trat eine Wendung ein, eine Krankheit (wie die Leute sagen: ähnlich der Tollwut) trat unter den Wölfen auf: die Tiere fochten unter sich „blutige“ Kämpfe aus, bissen und rissen sich gegenseitig zu Tode, so dass die Kadaver zu Hunderten auf einmal auf verhältnismässig kleinen Terrains gefunden wurden, wenn sie nicht den überlebenden Wölfen schon als Frass gedient hatten.

Die Zeit von Beginn des Niederganges bis zur fast völligen Ausrottung der Wölfe in Norwegen betrug kaum zwei Jahre, und es hat sich seit etwa dem Jahre 1845 der Bestand an Elentieren wieder langsam gehoben.

Heute ist der Wolf unter den jetzt noch existierenden Raubtieren Norwegens am seltensten und in geringster Zahl vorkommend.

So ist in früheren Jahren wohl eins zum anderen gekommen, und alles hat mit dazu beigetragen, die herrlichen deutschen Bestände an Elentieren schon im Mittelalter in weiten Länderstrecken auszurotten.

Ich komme nunmehr auf die besonderen Eigenschaften, Fähigkeiten und Schwächen des Elen zu sprechen und will damit beginnen, seine unglaubliche Leistungsfähigkeit in Bezug auf seine Ausdauer und Gelenkigkeit zu schildern.

Dass der Elch, trotz seines massigen Körperbaues und seiner ungeschlachten Erscheinung ein vorzüglicher Kletterer und Bergkraxler ist, habe ich schon erwähnt.

Sein grimmiges, düsteres Äussere und das mächtige sowie oft vielzackige Geweih können wohl dem Uneingeweihten bei deren Anblick Angst und Bange machen, aber

so gefährlich die spitzgezackten Schaufeln erscheinen, so unschuldig sind sie in Bezug als Waffe.

Ich war einst auf der Suche eines angeschweissten Elchschaufers und löste den Hund, um ihn zu verfolgen und zu stellen. Als ich auf den „Hals“ des Hundes, der Standlaut gab, herankam, stand derselbe dem Schauffer gegenüber und fuhr letzterem beim Gewahren meiner Nähe mit Wut ans Geäse.

Anstatt nun seine langen und spitzen Enden des Geweihs dem Hund in die Rippen zu stossen, begann der Schauffer in behendester Weise mit den Vorderläufen nach seinem Peiniger zu schlagen, bis meine erlösende Kugel den ersteren kampfunfähig machte. Ein anderes Mal hatte der Hund ohne Befehl sich von der Leine gelöst, kam auf die frische Fährte eines Elchtieres mit Kalb, die er bald stellte. Ich lief hinzu und sah, wie das Muttertier den Hund zu beschäftigen suchte, um das Kalb vor seinen wütenden Angriffen zu schützen; jedoch schliesslich geriet er doch an das Kalb und wollte dasselbe am Halse reissen. Sofort sprang das Elchtier hinzu, attackierte ganz überraschend meinen Wüterich mit den Vorderläufen und schlug dem armen Kerl in wenigen gutsitzenden Hieben das Rückgrad ein, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als meinen tapferen „Snopp“ zu erschiessen, um ihn von seinen unheilbaren Leiden zu befreien. — Ich persönlich schiesse sehr selten Muttertiere und niemals ein Tier, welches ein Kalb führt, da das letztere unfehlbar eingehen würde, wenn es ihm nicht gelingt, sich einem anderen Muttertiere für die Wintermonate anzuschliessen.

Gestatten Sie mir, hier an dieser Stelle Ihnen die Art des Elchhundes in einigen Worten näher zu führen.

Der Elchhund ist ein Wolfsspitz, etwas grösser in Gestalt sowie dichter und buschiger behaart als unsere grossen Spitze. Die Farbe des Hundes ist grauweiss, derjenigen des nordischen Wolfes (*Canis lupus*) täuschend ähnlich. Es giebt Elchhunde, die noch grösser als die Eskimohunde sind und selbst von einem Sachverständigen

im Walde, wenn ohne Begleiter angetroffen, in neun Fällen aus zehn, für einen Wolf angesprochen werden würden.

Eine eigentliche Dressur, wie unsere Jagdhunde, erhält der Elchhund nicht, sondern der eingeborene nordeische Jäger versteht es, des Hundes natürliche Anlagen für seine Zwecke auszunutzen.

Ein grossartiges Wittrungsvermögen zeichnet diese Hunderasse aus und begreifen diese Tiere, vermöge ihrer individuellen Klugheit, die Art der Jagd und das, was sie selbst dazu zu thun haben, nach nur einigen wenigen erfolgreichen Anfangsjagden.

Ich komme später noch auf die Jagdmethode näher und ausführlicher zu sprechen. —

Auch als Schwimmer zeichnet sich das Elchwild vor allen Cerviden rühmlichst aus.

Oft habe ich mich persönlich davon überzeugt, wie es das nasse Element beherrscht und in demselben, fast möchte ich sagen zu Hause ist. Es scheint in des Wortes kühnster Bedeutung ein echtes Sumpf- und Wassertier zu sein.

Ganz ohne zwingende Notwendigkeit habe ich Elche, die von meiner Gegenwart keine Ahnung hatten, die breitesten und tiefsten Seen annehmen und überrinnen sehen, die einfach mit einem kleinen Zeitverlust hätten umgangen werden können, da ja dort oben im Lande des „grimmen Schelches“ time noch kein money ist!

In ruhigem Tempo durchfurcht er alsdann die dunklen Fluten der meist düsteren Nordlandsseen, nur den Kopf mit Gehör oder auch Geweih über der Oberfläche.

Aber wenn sich ein Elch erst verfolgt weiss und seine Haut in Sicherheit bringen möchte, dann muss man ihn sehen, wie er, fast einem Seehunde gleich, taucht und vorwärts paddelt, dass der Schaum des Wassers sich vorne am Geäse bricht.

Oft schon habe ich so einem Schlauberger zu meinem Verdruss zusehen müssen, wie er mir entging und nur die Öffnungen des Windfanges (Nüstern) sowie das Geweih

über Wasser haltend wie ein Unterseebot das andere, oft entfernt liegende Ufer erreichte.

Kugeln, die man einem so fliehenden Elch nachsendet, werden, wenn sie das Wasser berühren, sofort im entsprechenden Winkel weitergeschleudert und können dem unter Wasser rinnenden Stück nichts anhaben! Aber auch unverfolgt und ohne die Absicht zu haben, einen Fjord oder Binnensee zu kreuzen, hält sich der Elch im Sommer sehr viel im Wasser auf, um die nicht weit vom Uferrand in einer Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter unter Wasser wachsenden Kressen und Wasserpflänzchen tauchend sich einzuverleiben.

Wie eine Ente wühlt er zuweilen auf dem schlammigen Boden der Gewässer die trüben Wolken auf, nur habe ich nie bemerken können, dass er wie jene dabei auch sein Hinterteil, oder den Wedel so kühn aus dem Wasser in die Luft streckte! —

Nach heissen Tagen kann man auch den Elch am Abend, wenn die Dunkelheit hereinbricht, in der Suhle überraschen, wo er in nicht zu tiefen Wassertümpeln den Morast und das Wasser sich über sein graumeliertes Fell schmiert.

Eine ganz eigenartige Erscheinung, die bei sämtlichen anderen heute existierenden Cerviden und Boviden fehlt, ist die etwa 7 Centimeter lange Haut zwischen den oberen Ansätzen der Schalen aller vier Läufe. Ich möchte sie als eine Art Schwimmbaut bezeichnen.

Als ich im Beginn meiner „Elchthätigkeit“ mit aufrichtigem Staunen die Fähigkeit des Elen beobachtete, wie es auf der Flucht mit anscheinender Leichtigkeit und Schnelle die schwankende, von Pflanzenwurzeln und Humuserde zugewachsene Oberfläche grosser Sümpfe und früherer offener Seen überschritten hatte, bei deren Betreten ich mich schleunigst zurückziehen musste, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, in die unteren nassen Regionen dieser tückischen Moore bis an den Hals einzutauchen, da hatte ich noch keine Ahnung davon, dass der Elch die Schalen

auf eine unglaubliche Weite auseinander spreizen kann und dass dann die Schwimmbaut ganz entfaltet, einen famoson Stützpunkt für solche Morastrevolutionen bildet. —

Dass der Elch im Hochsommer häufig seinen beliebtesten Standort in den sumpfigen Thälern mit dem oben auf den baumlosen höchsten Hochfjelds wechselt, hat wohl weniger mit der Äsung zu thun, als mit dem Bestreben, den unausgesetzten Folterqualen zu entgehen, die ihm die Dasselfiege (*Hypoderma alcis*) verursacht, und wird auch wohl das tagelange Wasserplatschen und Baden ein anderes Verzweiflungsmittel sein, sich des lästigen Parasiten zu entledigen.

Unser *Alces palmatus* thut im Walde sehr viel Schaden, und es wäre deshalb heute absolut ausgeschlossen, ihn noch in Privat- oder Gemeindebesitz bei uns weiter hegen und pflegen oder gar ihn durch Aussetzen lebender Stücke wieder nach Deutschland einführen zu wollen.

Besonders im Winter, wenn der Schnee die Gräser und niederen Waldessträucher bedeckt, ist er auf die Rinde der Bäume als einzige Nahrung angewiesen. —

Besonders die Eberesche ist in Norwegen z. B. seine liebste Winter- und zuweilen auch Sommeräsung, deren Zweige und Spitzen er nicht allein annimmt, indem er bei höher gewachsenen Stangen selbige rittlings zwischen die Vorderläufe nimmt und dann mit seiner mächtigen Brust und dem enormen Körpergewicht so lange drückt und nachzieht, bis sich oft armdicke Stangen gehorsam vor seiner Elchmajestät beugen, sondern indem er auch die Rinde der stärksten Exemplare vollständig abschält und den Baum so zum Absterben bringt. Da, wo die Eberesche nicht so häufig vertreten ist, macht er es mit Kiefer, Aspe, selbst der Fichte nicht besser.

Ich habe selbst beobachtet, dass Elche im Winter, nachdem ich in schönen Ebereschenbeständen den Herbst noch gejagt hatte, die Stämme ohne Ausnahme durch Schälens entblösst und so ganze Walddistrikte zum Ab-

sterben gebracht hatten, als ich nach zwei Jahren wieder in dieselbe Gegend kam.

So verwüstete Wälder meidet der lukullisch angelegte Elch selbstverständlich und sucht sich neue Bestände, die er dann in gleicher Weise traktiert.

Glücklicherweise spielt die Eberesche keine besondere Rolle als Holz in den Wäldern Skandinaviens und ist auch der Grundbesitz ein so enorm billiger, sonst fürchte ich, wären auch für dort des Königs der nordischen Wälder schönste Tage gezählt! —

Der Elch hat, wie die meisten Cerviden, die alle Wiederkäuer sind, ein vortreffliches Hörvermögen. Oft habe ich mir eingebildet, lautlos über das weiche Moos an Stellen herangeschlichen zu sein, die mir der angeleinte Hund mit hoher Nase als den Stand eines Elches bezeichnete, aber viele Male habe ich mich davon überzeugen müssen, dass ohne die Möglichkeit mich zu sehen oder zu wittern, das Stück uns erlauscht und frühzeitig das Weite gesucht hatte. Wenn nun aber gar ein dürrer Zweig unter dem ängstlich stockenden Schritt des Jägers knackt, und wenn es auch in Entfernungen von 50 bis 100 Meter ist, im Falle der Wind oder Regen es nicht übertönt, dann kann man 10 gegen 1 wetten, dass Meister Alces sich salviert hat.

Das Wunderbarste, was jedoch der Elch an hervorragenden Eigenschaften aufzuweisen hat, ist sein Geruchssinn, der wirklich ans Fabelhafte grenzt. Wie oft habe ich mich nach stundenlangem Mühen, in die Nähe eines Schauflers zu kommen, davon überzeugt, dass bei nicht ganz gutem Winde, oder in grossen Thalkesseln, wo der Wind sich drehte, das Stück schon auf 500 Meter Distanz abgegangen war.

Wenn aber der Wind geradezu schlecht ist, also von dem Jäger in der Richtung, in der er geht, abbläst, dann habe ich schon auf Distanzen von etwa 1000 Meter (also ca. 1 Kilometer), z. B. von einem Bergabhang zum anderen, wozwischen ein ausgedehntes Thal, eine Fluss-

niederung oder einer der in Skandinavien häufigen kolossalen Binnenseen sich ausdehnte, mit einem Feldstecher beobachten können, dass das Stück nach kurzer Zeit unruhig wurde und sich ohne lange Überlegung in entgegengesetzter Richtung von uns, oft über hohe Bergabhänge und baumlose Fjelds flüchtete.

Das Gehen mit schlechtem Winde kommt ja beim Beginn der Jagd selten vor, aber abends, wenn man an einer entfernten Ecke des oft viele Quadratmeilen fassenden Reviers an den Heimweg denken muss, dann nimmt man in Ermangelung irgend eines Pfades (viel weniger einer Landstrasse), den kürzesten Weg als den besten und kann dann in die oben genannte Lage kommen.

Einige meiner Jagdfreunde wollen sogar das Witterungsvermögen des Elches bis auf fast zwei Kilometer ausdehnen, aber darüber kann ich nichts sagen, denn dies zu thun, müsste ich vorher unzweifelhafte Beweise und die Erfahrung haben. — Ich habe vorher schon erwähnt, dass der Elchhund eine so vorzügliche Nase hat, aber die des Elches übertrifft jenen doch noch um ein Beträchtliches.

Das Sehvermögen steht dagegen in keinem Verhältnis zu den vorgenannten Eigenschaften und ist dasselbe so wenig ausgebildet, dass der Elch (wie unser Wildschwein, *Sus scrofa*) sich doch eigentlich ganz thöricht vorkommen muss, wenn er oft viele Minuten lang dagestanden hat und ahnungslos den Jäger mit dem Hund näher kommen liess, bis ein sich etwa wirbelnder Wind oder ein Knacken des Trittes ihn über die Gefahr, die er zu laufen hatte, belehrten.

Ich habe mir vor vielen Jahren das Vergnügen gemacht, ein im Bett zum Wiederkauen gelagertes Muttertier mit gutem Wind und auf weichstem (freilich ganz feuchtem) Moos (*ventre à terre*) anzukriechen, bis ich so nahe kam, dass ich der dösigen alten Tante von hinten mit einem dünnen Reis auf das grauweisse „Queue“ rühren konnte. Aufspringen und ausreissen war eins, aber nach

noch nicht 30 Schritten blieb die würdige Dame stehen, äugte zu mir herüber und wusste anscheinend noch nicht, was los war! Leider hatte ich keine Brille bei mir, sonst hätte ich mir, als höflicher Weidmann, es als einen besonderen Vorzug angerechnet etc. etc.!!

Das Rehwild äugt sehr scharf, scheint jedoch, wenn sich z. B. der Jäger unbeweglich an die Erde oder aufrechtstehend an einen Stamm drückt, denselben nicht zu erkennen und geht ahnungslos auf denselben zu. Das Rotwild dagegen äugt nicht allein so scharf, dass der Weidmann von ihm sprichwörtlich sagt: „Der Hirsch hat an jedem Haar ein Auge!“ sondern es erkennt meistens auch Jäger und Raubtier auf beträchtliche Distanzen (ich meine von 20 bis 50 Meter) sofort als solche, wenn selbe sich auch noch so unbeweglich verhalten, aber ungedeckt dastehen!

Diese Thatsachen sind äusserst interessant und giebt es dafür keine Erklärung, warum der Elch so wenig, das Reh und das Damwild mehr, das Rotwild sogar ein so vorzügliches Auge hat (oder sollte ich vielleicht sagen „geschultes“ Auge).

Ich glaube nämlich annehmen zu müssen, dass alle diese Cerviden (wenn nicht ein individuelles Gebrechen vorliegt) gleiche Sehkraft und Schärfe haben, dass nur bei dem Elch z. B. die Gabe des Erkennens, das Unterscheidungsvermögen soviel geringer ist als beim Rothirsch.

Das Gefühlsvermögen der diversen Gattungen in freier Wildbahn zu beurteilen, ist so schwierig, dass wir darüber eigentlich gar nichts wissen, besonders, da dieselben Arten in der Gefangenschaft (wie zoologischen Gärten etc.) ganz anders geartet sind und in der Feinheit der Sinne sehr rasch degenerieren.

Wenn nun auch dem Elch besonders das Erkennungsvermögen der Gefahr etc. mittelst der Lichter (Augen) abgeht, so ist derselbe doch im grossen Ganzen als ein äusserst fein beanlagtes Säugetier zu betrachten, das mit scharfer Überlegung seine Verfolger zu überlisten vermag.

Manches Stück Elchwild hat schon sein Leben dadurch gerettet, dass es der Jäger gar nicht erblickte und an ihm vorbeiging oder dass er es zu spät gewahrte und keine Zeit zum Schiessen behielt.

Besonders in Birkenbeständen, die an aufsteigendem Terrain gelegen sind und wo der Boden mit grossen und kleinen verwitterten und moosbewachsenen Steinblöcken belagert ist, kann es häufig vorkommen, dass ein Elch selbst von geübteren Jägeraugen übersehen wird, solange er regungslos steht.

Die Läufe, die genau die Farbe und ungefähre Dicke haben wie die jüngeren Birkenstämme und der Rumpf, der den massigen Steinblöcken ähnlich sieht, verschwinden so vollständig, dass man den Grind (Kopf) mit den Lichtern und der famosen Ramsnase schon deutlich sehen muss, um die Sache sofort richtig anzusprechen.

Vor acht Jahren hatte ich einen deutschen Herrn, der selbst ein eigenes Hochwildrevier in der Mark hatte und als guter Jäger bekannt war, nach Norwegen zur Elchjagd in mein Revier eingeladen. Eines Tages führte ich ihn persönlich zur Jagd, da er die Zeit vorher stets vergeblich mit dem begleitenden Jäger gebirscht hatte.

Es gelang mir, den Herrn nach etwa fünfstündigem Marsch (den Hund an der Leine), auf frischer Fährte nachziehend, an einen guten Schaufler heranzubringen, der gerade wie vorher erwähnt, in jungem Birkenbestande am ansteigenden Terrain stand, das mit alten bemoosten Steinblöcken belagert war.

Um einen kleinen Vorsprung herumbiegend, standen wir, in gutem Winde, dem Hirsch auf etwa 55 bis 60 Meter gegenüber.

Ich nahm an, dass uns das Stück noch nicht eräugt hatte, da auch ich (trotz der Übung) im ersten Augenblick mir noch bewusst werden musste, dass es ein Elch und nicht ein Steinblock mit Birkenstämmen war. Geräuschlos meinen Freund anhaltend, zeigte ich ihm den regungslos dastehenden Schaufler, worauf er mir im Flüsterton er-

widerte: „Ich sehe nichts!“ Langsam mit der Hand nach der Stelle hindentend, machte ich meinen Schutzbefohlenen nochmals auf das Wild aufmerksam, aber trotz schärfsten Hinblickens erhielt ich wieder die Antwort: „Ich sehe nichts!“

Inzwischen hatte ich mich davon überzeugt, dass der Schaufler uns wahrscheinlich vom ersten Moment an eräugt hatte und gerade deshalb wie eine Mauer so regungslos stand.

Der Grind (Kopf) und die Schaufeln, welch' letztere wohl 10 oder 12 Enden tragen mochten, waren hinter einem etwas herabreichenden Birkenlaubzweig spärlich verdeckt und aus diesem Grunde meinem Freunde nicht wahrnehmbar gewesen.

Ich hätte nun meine Büchse noch herunternehmen und den Schaufler unfehlbar zusammenschossen können, aber den Schmerz durfte ich meinem Jagdfreund doch nicht anthun!

Nach etwa zwei oder drei weiteren Minuten machte ich eine rasche Handbewegung, worauf der Waldesriese wie vom Blitz getroffen herumflog und in wenigen Augenblicken verschwand.

Offenbar weiss der erfahrene, alte Elch wie sehr seine Umgebung zuweilen zu seinem natürlichen Kittel und Äussern passt und hält deshalb solange regungslos aus, bis er sich beobachtet fühlt.

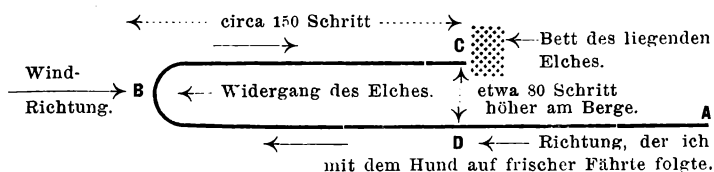
Eine andere Art, sich vor der Verfolgung, resp. der Überraschung durch seine Verfolger zu schützen, will ich nicht unerwähnt lassen, da sie von mehr als instinktivem Triebe zeugt.

In den ersten Jahren meiner Elchpraxis kam es mir häufig vor, dass Elche, die ich mit gutem Winde nach allen Regeln der Kunst bis zu den letzten paar hundert Schritten verfolgt hatte, mir dennoch auf unerklärliche Weise durch zu frühe Flucht verloren gingen.

Lange Zeit war ich im Unschlüssigen, woher dies kam, und fand es endlich durch Zufall!

Da es der Fährte nach nur alte, stärkere Stücke und meistens geriebene und erfahrene Schaufler waren, die schon vorher oft beunruhigt worden sein mussten, so durfte ich auf einen „Kniff“ rechnen, den die Erfahrung nur lehren konnte.

Die Sache liegt so:



Ich verfolge einen Elch von der Richtung A über D nach B, auf einmal (nach längerer, meinerwegen 3 bis 4 stündiger Folge auf frischester Fährte) finde ich, dass das Stück einen Haken an dem alsdann meistens aufsteigenden Terrain gemacht hat. Ich folge in meiner Unschuld in der Annahme, der Hirsch hat eine Wendung nach oben gemacht, um dort der alten Richtung weiter zu folgen, was das Elchwild oft bei der Äsung gegen den Wind zu thun pflegt. Kaum habe ich die Wendung gemacht, so höre ich dumpfes Stampfen, der Hund wird meistens unruhig und „heidi“ ist mein Elch, der bei C gelagert war.

Ebenso häufig ist es mir aber auch passiert, dass ich schon, wenn ich bei D angelangt war, in der Höhe (70, 80—100 Gänge höher) das Stück aufbrechen und abgehen hörte, da es so blank oder erhöht gesessen hatte, dass es uns, ohne Witrung, bereits eräugen konnte. Öfter kommt es aber auch vor, dass der Elch bei D den Jäger hört, respektive bei B denselben windet, lautlos verschwindet und der Verfolger erst durch das deutlich erkennbare Bett von der „Abreise“ des Stückes Kenntnis erhält! Der Wind kommt in allen diesen Fällen von der Richtung B über D nach A und flattert, selbstverständlich vom Jäger und Hund aus, wenn sie B erreichten, sofort auch nach C, dem Sitz des Elches, herüber.

Die Lehre, die ich schliesslich daraus ziehen musste,

war die: stets bei der Folge eines Elches und in ansteigendem Terrain die Aufmerksamkeit auf den über der frischen Fährte liegenden Abhang auszudehnen und bei einer Kurve oder einem Widergange (wie bei B) mich sofort rückwärts auf die gekommene Richtung zu konzentrieren und mit gespannter Büchse die über mir liegenden Teile des Waldes oder Fjieldgestrüpps in grossen Kreisen nach unten zu zu umschlagen.

Durch die oben geschilderte Kriegslist des Elches wird der unerfahrene Jäger oft zur Verzweiflung gebracht, und hat schon mancher nach häufigen vergeblichen Versuchen und augenscheinlichen Misserfolgen die mühsame Birsche auf den braven Schaufler aufgegeben, da es ihm nach oft wochenlangen Strapazen im nicht so ganz gemütlichen und äusserst sumpfigen nordischen Urwald nicht gelingen wollte, einen Elch regelrecht zu Schuss zu bekommen.

Auch meinem vorerwähnten lieben Freund erging es so, und als er ohne Elch schliesslich den heimatlichen Penaten entgegensteuerte, hat er toller geschimpft als ein ausstudierter „Rohrspatz“.

Über die äusseren Formen des Elchwildes im allgemeinen komme ich bei der näheren Beschreibung der beiden früher erwähnten zwei Varietäten zurück, die in allen Verbreitungsgebieten sozusagen nebeneinander leben.

Ein merkwürdiges Anhängsel, dass das Elchwild beiderlei Geschlechts mit auf seinen Lebensweg bekommen hat, ist der sogenannte Bart, der nicht unter der Kinnlade, sondern am Halse unter der Gurgel sitzt.

Auf den ersten Blick sieht es aus, als wenn der Bart nur aus Haaren bestände, die der glatten Haut entspriessen, aber bei näherer Untersuchung findet man, dass auch die Decke einen Auswuchs aufweist, der weder Wildbret noch Knochen enthält, sondern nur ein scheinbares Spiel der Natur von festzusammengewachsener langbehaarter Haut ist.

Das Gewicht des Elchwildes schwankt natürlich wie

bei allen Wildarten je nach Alter, Geschlecht und körperlicher, individueller Konstitution.

Die älteren Stücke, wenn nicht durch alte Schüsse, Absturz und andere Verletzungen kümmernd, haben stets das höchste Körpergewicht, und dabei ist der Umfang und die Schwere bei den weiblichen Stücken im Verhältnis zu ihrem Alter immer dem der Hirsche beträchtlich nachstehend.

Bei ausgezeichneter Äsung und Ruhe kann aber auch ein jüngeres Exemplar, besonders bei den Muttertieren, ein grösseres Gewicht erreichen als eine ehrwürdige alte Tante, die in derselben Saison öfter durch loslaufende wildernde Hunde gehetzt und erschöpft worden ist.

Ein normal ausgewachsener Elchschaufler von z. B. 8—10 Enden kann (das Gescheide mitgerechnet) 8—9 Zentner wiegen, wogegen ein normales Muttertier in demselben Alter von 4—5 Jahren nur 6—8 Zentner wiegt.

Bei zunehmendem Alter gewinnt das Gewicht und kann bei Kapitalelchen bis 10 und 12 Zentner betragen, wogegen Elchtiere in gleichem Alter kaum jemals über 10 Zentner schwer werden.

Früher als die alten Schaufler noch länger lebten, da der Eingeborene dem Geweih nicht dieselbe Bedeutung und den Wert als Jagdtrophäe beilegte, und mehr nach dem zarteren und schmackhafteren Wildbret der Muttertiere trachtete, da habe ich in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch Schaufler zur Strecke gesehen, die wohl 13 bis 14 Zentner Gesamtgewicht hatten.

Speziell ist mir ein „Storer Okse“ (Kapitalhirsch) in der Erinnerung, der im Jahre 1889 in Hägedalsli-Furudal b. Namsos erlegt wurde und dessen ausgestopfter Kopf mit dem knorrigen Geweih die Trophäensammlung meines damaligen Jagd- und Hüttengenossen, eines guten Freundes auf der Poppelsdorfer Allee in Bonn ziert.

Ueber die Brunftzeit liesse sich manches sagen, doch will ich über vieles hinweggehen, was heute unbesprochen bleiben soll.

Die Zeit, wo der Schaufler dem Muttertiere seine besonderen Aufmerksamkeiten erweist, dauert bei normalen meteorologischen Verhältnissen von etwa 20. September bis Ende Oktober.

In diesem Abschnitt, der im Leben des Rothirsches, des Rehbocks und des Wildschweines eine Epoche der erbittertsten Kämpfe bedeutet, lebt der Elchschaufler, anstatt in Rudeln wie z. B. das Rotwild und alle ähnlichen Cervidenarten, in verhältnismässig beschaulicher Ruhe mit je einem Muttertier zusammen, das vielleicht sein vorjähriges Kalb noch mit sich führt.

Er bleibt bei diesem Tier, bis selbiges, als geschlechtlich befriedigt, sich von ihm wendet und er dadurch genötigt wird, sich eine neue Freundin aufzusuchen. Auf diese Weise kann ein Schaufler 6–8 Tiere mit Erfolg beschlagen, wo in gleicher Zeit der Rothirsch (wenn Platzhirsch) Rudel von 16 bis 18 Stück Mutterwildes auf einmal beherrscht. Es kam früher nicht selten vor, dass zwei und wohl drei Schaufler bei einem einzelnen brunftigen Tier in der ersten Zeit der Brunft standen und sich, einige abweisende Neckereien mit den Geweihen abgerechnet, viel besser vertrugen als Rothirsch, Wapiti und alle andern Hirscharten, die zuweilen ihre Liebespassion in blutigen Kämpfen mit dem Leben bezahlen müssen. Heute giebt es weniger Schaufler, da dieselben wegen des begehrten Geweihs stärker abgeschossen werden.

Bei dem Beschlage des Elchwildes, der als Regel am Morgen bei anbrechender Dämmerung vor sich geht, zeigt das Muttertier weit mehr Interesse für den Hirsch, als umgekehrt! Übrigens gehört es zu den Seltenheiten, dass dem Menschen und Jäger Gelegenheit geboten wird, den Begattungsakt zu belauschen, obwohl der Elch doch nicht so verstohlen brunftet wie der Elefant, dessen Begattungsakt, wie ich in Hinterindien von Jägern und von Führern der Elefanten in den birmesischen Sägemühlen erfuhr, noch niemals beobachtet sein soll.

Das Elchtier geht fast 9 Monate trüchtig, obwohl die

Setzzeit zuweilen bei den einzelnen Individuen um etwa einen Monat differieren kann.

Meistens werden 1—2 Kälber in der ersten Hälfte des Monats Juni gesetzt.

Die jungen Tiere sind in den ersten Tagen nach der Geburt sehr unbeholfen und vermögen sich kaum auf den Läufen zu erhalten. In diesem Stadium ist es für den Menschen ein Leichtes, sich der Kälber lebend zu bemächtigen.

Aber (und dieses „aber“ ist nicht so ganz „ohne“), man sehe sich wohl vor, wer die Mama ist! Hat das Tier schon das vierte Jahr erreicht und infolgedessen mehr Erfahrung, so ist es selbst für den bewaffneten Kälberräuber nicht unbedenklich, sich dem oder den Kälbern zu nahen. Es dürfte unter Umständen den meisten wie meinem armen Hunde „Snopp“ ergehen und mindestens so energische „Patschhändchen“ ausgeteilt werden, dass der Betreffende sein Leben lang daran denken würde.

Nach etwa $2\frac{1}{2}$ —3 Monaten haben die Kälber aber schon die Grösse eines ausgewachsenen Esels erreicht, haben unterdessen viel gelernt und vermögen dem leitenden Muttertier über Berg und Thal, durch Sümpfe und Moräste sowie über die grössten Seen schwimmend zu folgen.

Von der Geweihbildung kann ich heute aus Mangel an Zeit nur in allgemeiner Hinsicht sprechen.

Es giebt bis auf den heutigen Tag noch sehr geteilte Meinungen, besonders in Jägerkreisen, in Bezug auf das Verrecken und Ansprechen des Geweihs an seiner Endenbildung.

Da muss ich wiederum den Forstmeister Ulrich, von dem ich zu Beginn meiner heutigen Auseinandersetzung sprach, als einen unserer zuverlässigsten Berichterstatter nennen, dessen Mitteilungen man die langjährigen Erfahrungen sofort ansieht.

Ich möchte der Versammlung bei dieser Gelegenheit ein zeitgemässes Werk vorlegen, das soeben erschienen ist und den Königlichen Forstmeister Hoffmann in Drohn-

ecken bei Trier zum Verfasser hat und über die „Morphologie der Geweihe unserer rezenten Cerviden“ handelt.

Eine solche Arbeit in dieser Bedeutung fehlte uns, zumal es mit viel Sachkenntnis persönlicher Erfahrung und grossem Fleiss zusammengestellt ist. — Gestatten Sie mir nun, Ihnen hier eine Kollektion Elchgeweihe, die unter anderen im Laufe der letzten 14 Jahre von mir in Norwegen persönlich erbeutet wurden, vorzuführen, woran ich am geläufigsten die Bildung des Geweihs bei unserem normalen *Alces palmatus* demonstrieren kann. Ich glaube vorher schon erwähnt zu haben, dass nur der Elchhirsch, nicht das Tier ein Geweih schiebt. Bei seinem Vetter, dem Ren, ist dies anders, da auch das Tier das gewöhnlich recht bizarre Geweih freilich in schwächerer Bildung trägt.

Nachdem im ersten Lebensjahre dem Schädelknochen zwei sogenannte Rosenstöcke ohne Hornbildung wachsen, die wie der Schädel selbst Knochen sind und von der Haut bedeckt bleiben, spriessen im Mai des zweiten Lebensjahres zwei mit den Spitzen, in normalen Verhältnissen, nach unten fast über die Lichter reichende Spiesse hervor, wogegen das Rot- und Rehwild diese Spiesse in normalem Zustande zwischen den Lauschern stets nach oben schiebt.

In der Folge geht die Geweihbildung mit der des Rothirsches Hand in Hand. Wenn die Gabelbildung beim Elch auch häufiger vorkommt als beim Rothirsch, so ist dieselbe für das dritte Lebensjahr nicht unbedingt der Fall, sondern können wie beim *Cervus elaphus* auch gleich sechs Enden geschoben werden. Die folgenden „Köpfe“ des Elches variieren wie beim *elaphus* sehr und erreichen zuweilen bei beiden im vierten Jahr schon 10 und 12, zuweilen sogar 14 Enden. Diese Geweihe sind verfrüht und werden meist nur da aufgesetzt, wo die Äsung nicht allein eine tadellose ist, sondern wo durch natürliche Salzlecken, sowie gewisse Pflanzensäfte dem mächtig hervor-

quillenden Bastgeweih das notwendige Chlornatrium und phosphorsaurer Kalk in reicheren Mengen zugeführt werden.

In der weiteren Ausführung der Geweihbildung des Elches gelten die von Pohlig, Ulrich und Hoffmann erwähnten Daten als absolut massgebend, weshalb ich darüber mit Schweigen hinweggehen kann.

Es sei mir nur noch gestattet, zu sagen, dass die Elchspezialisten wie Ulrich etc. das Geweih des Elchhirsches nach der Endenzahl ansprechen und nicht wie beim Damhirsch, Ren und Caribu nach Spiesser, angehenden Schaufler, Schaufler und Kapitalschaufler. Diesem Gebrauch muss ich mich aus Erfahrung in jeder Beziehung anschliessen.

Obwohl es beim Elch zuweilen vorkommt, dass er durch äussere Kontusionen, Absturz und sonstige Verletzung des Bastgeweihs, des Schädels oder auch des Kurzwildbrets, abnorme Geweihbildung zeigt, so habe ich in der Praxis sowohl wie auch aus Anderleuts Erfahrungen niemals von den Ansätzen oder der vollständigen Geweihbildung bei Muttertieren gehört, wie sie so häufig beim Rehwild und in viel selteneren Fällen beim Rotwild vorkommt.

Nach einer Reihe von Jahren setzt der Elchhirsch gerade so wie der Rothirsch auf meistens 8 Enden zurück, wenn nicht durch Degeneration bei beiden nur Stümpfe oder endenlose Stangen aufgesetzt werden.

Die allgemeine Geweihbildung beim Elch ist, obwohl bindenden Gesetzen unterliegend, doch mehr oder weniger individuell und eine gewisse, unverkennbare Form in den Familien, die in denselben Revieren zusammenstehen, erblich.

Wie aber auch die Geweihe gebildet sein mögen, ob Schaufel- oder Stangengeweih, so zeigt der normale Elchhirsch stets die Augensprossenbildung wie der Rothirsch und ist dieselbe in den geschlossensten Schaufeln mit kürzesten Enden doch stets bemerkbar, wenn diese

Sprosse auch beim regulären Schaufelgeweih zum Teil mit der Schaufel verwachsen ist.

Je nach Stärke des Geweihs, respektive dem Alter des Hirsches wirft der Elch seine Schaufeln von Mitte Dezember bis Mitte Februar ab, so dass die stärksten und ältesten zuerst ihren Kopfschmuck verlieren, denselben dafür aber auch eher wieder schieben und nicht allein bis Ende August fertig verrecken, sondern auch bis 1. September meistens von dem fellartigen Bast befreit haben.

Die geringeren Hirsche bis zum Sechsender oder Achtender haben zuweilen bis Mitte September den Bast noch auf dem Geweih und habe ich Spiesser und Gabler gesehen, die Ende September mit dem Fegen noch nicht fertig waren.

Ein interessantes Exemplar einer Abwurfschaukel, das von kernigster Gesundheit des einstigen Trägers zeugt und eine Doppelbildung der Schaufel mit doppelter Endenbildung zeigt, wurde von dem Jäger des Reviers gefunden, in dem ich fünf Jahre die Jagd gepachtet hatte.

Diese Abwurfschaukel wurde vor sechs Jahren gefunden und ist seither nicht bekannt geworden, dass ein Elchhirsch mit dieser Schaufelbildung dort oder in den Nachbarrevieren zur Strecke gekommen ist. Es bleibt also immer noch die Hoffnung bestehen, dass ich ihm noch einmal begegnen kann und mir dann Gelegenheit geboten werden würde, eine Trophäe für meine ausgedehnte Sammlung zu erbeuten, die so einzig in ihrer Art dastehen dürfte, dass mancher Weidmann ein Stück Herzblut darum gäbe, in eine solch glückliche Lage versetzt zu werden. Ich würde einem solchen Exemplar fast denselben Wert und dieselbe Bedeutung beimessen, wie dem Moritzburger weltbekannten 66-Ender.

Die sogenannten Haken (süddeutsch Grandl), die das Rotwild und der Wapiti beiderlei Geschlechts vorne an jeder Seite des Oberkiefers haben und denen am Unterkiefer keine entsprechenden Zähne entgegenstehen, hat

der Elch, das Ren- und das Damwild nicht, das Rehwild sehr selten.

Ich habe vorher davon gesprochen, dass es unter den Elentieren zwei deutlich von einander zu unterscheidende Varietäten giebt, die in allen Verbreitungsgebieten nebeneinander vorkommen. Die Hauptmerkmale und Verschiedenheiten sind folgende:

Die eine, der grösseren, plumperen Form angehörend, hat mehr ins Graue spielende Haare auf dem Rücken, während die Bauchhaare und die Farbe der Läufe mehr schmutzig-weisslich oder graugelb erscheinen.

Das Geweih ist massiger verreckt und plumper aufgebaut und kommt hier meistens die Schaufelbildung mit kurz gedrunghenen Enden vor.

Die Farbe des Geweihs ist meistens grau! Die noch erkennbare Augensprosse ist schon teils mit den Schaufeln verwachsen.

Der Grind (Kopf) ist martialischer anzuschauen und treten die Lichter (Augen) etwas mehr aus den Höhlen hervor.

Der Bart, von dem ich schon vorher sprach, und der von der Kehle herabhängt, ist bei dieser Spezies länger, bis 25 cm lang und nicht so schwarz im Haar, dagegen sind die Haare länger und struppiger, das Ende des Bartes spitzer!

Der Standort dieser grauen Elchvarietät ist mehr in den Niederungen, Sümpfen und ausgedehnten Moor-gegenden.

Die andere Varietät zeigt einen schlankeren Körperbau und hat etwas weniger ungeschlachte Formen.

Die Farbe (Haare) auf dem Rücken bis in die Flanken ist schwärzer und hat er auf dem Rücken einen tief schwarzen Strich, der dem andern fehlt, resp. nur schattenhaft angedeutet ist.

Bauch und Läufe sind im Gegensatz zu der ersteren Varietät fast weiss, besonders die Läufe spielen oft sogar ins Silberweisse!

Der Grind (Kopf) ist nicht so gross, aber hat dieselbe hässliche Ramsnase, die mehr an den dummen Rüssel des Tapir erinnert, als an das Geäse und den Windfang (Maul und Nase) eines Cerviden.

Das Geweih ist bedeutend schlanker aufgebaut, die Schaufelbildung tritt mehr zurück, und das Ganze bildet ein Stangengeweih von zuweilen sehr langen und kräftigen Enden.

Das hier vorliegende Stangengeweih giebt Ihnen einen sehr guten Begriff, wie diese Formation aussieht. Wie Sie sehen, ist von Schaufel keine Spur mehr und kann nur von Stangen die Rede sein.

Die Farbe dieser Geweihe ist meist rötlich bis ins Braune spielend, und ist die Augensprosse total freistehend wie beim Rothirsch.

Der Kehlbart ist bedeutend kürzer als der der ersten Abart, hat kürzere Haare und läuft nicht spitz, wie die erste Abart, sondern stumpf zu.

Der Standort dieser schlankeren und dunkleren Varietät ist mehr in den Bergen und findet man sie bis an die Baumgrenze der Fjelds. Beide Spielarten kommen im Hochsommer, besonders die Hirsche, auch zusammen auf den höchsten Fjelds vor, wenn die Dasselfliege und andere Zweiflügler den Tieren keine Ruhe bei Tage und bei Nacht lassen. Die Lichter der letzteren Art sind kleiner, nicht so hervortretend und dunkler in der Farbe.

Ich setze als unbedingt feststehend voraus, dass sich diese beiden Spielarten kreuzen, denn ich habe schon öfter bei einem Tier der schlanken schwarzen Art mächtige graue Kälber gesehen, während als Regel diese Tiere Kälber haben, deren Haar ins braunrötliche übergeht.

Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob hier von zwei gesonderten Varietäten gesprochen werden muss oder ob wohl die Elche in jüngeren Jahren die schlanke schwarze Stangengeweihform besitzen und die grauen martialisch erscheinenden Schaufelgeweihträger die älteren ergrauten Exemplare sein könnten.

Aber trotzdem ich dieser Annahme gerne meine Befürwortung gäbe, so will ich einstweilen daran festhalten, bis ich untrügliche Zeichen durch fernere Erfahrung gesammelt habe.

Was mich an der Annahme der Möglichkeit zweier verschiedener Spielarten auch festhalten lässt, ist das Bewusstsein, dass wir ähnliche Erscheinungen bei anderen Cerviden, bei Boviden und sogar an Vögeln kennen, wovon ich mich persönlich überzeugt habe.

In Ungarn stehen zwei absolut trennbare Varietäten unseres *Cervus elaphus* sich gegenüber! Der eine gross gebaut, mächtiges Geweih, dunkelbraun bis schwarz in Farbe, steht in den Ebenen und heisst „Auehirsch“, der andere leicht gebaut, geringeres Geweih mit rot bis ins rötlichgelbe spielender Haarfarbe, steht in den Hochgebirgen der Karpathen und nach Siebenbürgen zu und heisst „Gebirgshirsch“.

In Nordamerika unterscheidet der Trapper zwischen Prärie- und Mountain-Buffalo. Der erstere ist mächtig, dunkelbraunschwarz mit grossem runden Kopf und dicken aber kurzgedrungenen Hörnern, der andere ist schlank gebaut, hat schlankeren kleineren Kopf und längere, aber auch dünnere Hörner. Die Haarfarbe ist etwas heller ins hellbraune spielend. Von diesen beiden Arten habe ich persönlich Exemplare zur Strecke gesehen, die erstere, schwere, dunkle Spielart in der Prärie des Staates Kansas, die andere, schlankere Mountain-Art in den Ausläufern der Black Hills im Staate Dakota.

Über die beiden verschiedenartigen Schneehühner (*Lagopus mutus*), die in Skandinavien vorkommen, brauche ich nichts weiter zu sagen, als dass sie nicht in der Gestalt (Form), wohl aber im Gefieder variieren und die helleren auf den Hochgebirgen als Fjeldryper, dagegen die dunkler gefiederten im Walde und den Niederungen als Daleryper bekannt sind. Beide Varietäten trifft man jedoch zur Zeit der Beerenreife an der Baumgrenze

der Hochfelds vereint hausend, da dort die Blau-, Heidel- und Preisselbeeren am besten zur Reife kommen.

Für den *Alces palmatus* will Geh. Rat Brandt diese Varietäten-Unterschiede nicht gelten lassen, sondern führt die Verschiedenheiten auf Zufall, Befinden des einzelnen Individuums und auf die verschiedene Äsung zurück. —

Nun lassen Sie mich zum Schluss noch einiges über den Betrieb und die Art der Jagd auf den Elch sagen, obwohl ich jetzt schon fürchte, Ihre Aufmerksamkeit zu lange in Anspruch genommen zu haben.

In Russland und Finland wird der Elch meist durch Treiber aus den Brüchen und Dickungen dem Schützen auf seinen Posten zugetrieben, da der *Alces* nicht ganz so stereotyp den Rückwechsel annimmt, wie unser Rotwild.

In der Brunftzeit wird der Hirsch durch den krächzend quakigen Brunftschrei des Gegners, dessen Töne auf einer Muschel erzeugt werden können, zum Kampf oder zu Neckereien angelockt, oder der erfahrene Jäger imitiert den Ruf des verlangenden Tieres, der den armen Galan oft bethört.

In Skandinavien hatte man bis jetzt zwei verschiedene Methoden. Die Hetze mit dem Elchhund, der die einzelnen Stücke so lange jagt, bis sie sich ermüdet dem Kläffer so lange stellen, dass der Jäger dadurch Zeit erhält, auf das Geläute des Hundes heranzueilen und in den meisten Fällen das Stück zu erlegen.

Diese Methode wird in den dichten südlicheren Wäldungen des Drontheim-Amtes, des Christiania-Amtes und in ganz Schweden ausgeübt! Im nördlichen Drontheim-Amt jedoch ist diese Jagdart verboten, und folgt man dem Elch mit angeleintem Hunde auf der frischen Spur, bis man ihn antrifft, eine mühsamere, äusserst strapaziöse Art, aber vornehm und des echten Weidmanns würdig.

Vor 12—15 Jahren gab es noch eingeborene Nordländer, die in Ermangelung eines kostspieligen Hundes dem Elch auf der Fährte mit dem Auge folgten, d. h.

eine solche Fertigkeit im Ansprechen der frischen Fährte und der allergeringsten Zeichen hatten, dass sie nicht allein oft das verfolgte Stück antrafen und streckten, sondern auch mit unfehlbarer Sicherheit vorher sagen konnten, welches Geschlecht, welches ungefähre Alter, welche Schwere etc. das Stück hatte. —

Getrieben wird der Elch in Norwegen gar nicht, in Schweden selten, es sei denn, dass gerade in einer kleineren Dichtung mit Zwangspass sich die untrüglichen Zeichen von der Anwesenheit eines bemerkenswerten Stückes erweisen.

In Norwegen kennt man die Jagd mit dem Ruf der Muschel nicht und ist selbe in Schweden auch nur an einigen Orten üblich.

In Kanada wurde der Elch bis vor 30 oder 40 Jahren noch auf Schneeschuhen verfolgt und gejagt. Besonders im tiefen Schnee wurde diese Methode den zu Rudeln vereinten Moosedeer verhängnisvoll, da sie dann, nur langsam vorwärts kommend, dem „blutdürstigen“ Aasjäger zu Hunderten zum Opfer fielen!

Heute folgt man in Kanada und dem U. S. Staate Maine den wenigen Exemplaren, die im Verhältnis der Ausdehnung dieser ungeheuren Territorien noch übrig blieben, mit dem angeleiteten Hunde, oder sucht ihn mit dem Muschelruf in der Brunftzeit zu bethören.

Die Jagdgesetze in Kanada sind heute (leider zu spät) so streng, dass ein besonderer Pass zur Elchjagd gelöst werden muss und jeder Jagdliebhaber jährlich nur einen Elch, bei Verwirkung einer empfindlichen Geldstrafe im Übertretungsfalle erlegen darf.

Der sibirische Jäger, speziell der Eingeborene, jagt wie er kann und schießt den Elch bei jeder Gelegenheit, wo er ihn trifft. Er macht sich nichts daraus, ihm anstatt der Kugel gehacktes Blei oder Schrot in die Decke und auf den Kopf zu schießen, garnicht darnach fragend, ob überhaupt die Möglichkeit vorhanden ist, das gemarterte Tier zu bekommen oder nicht.

Der Sibirier jagt den Elch mit Hunden, hetzt ihn

zu Tode, lauert ihm auf, stellt ihm Fallen in Gestalt von grossen Schlagbäumen oder Erdlöchern und kennt den edlen Sport nicht, der sich in Deutschland langsam aber sicher Bahn bricht und dem auch die besseren Finnländer, Kurländer, Skandinavier und feineren Russen huldigen, er will sein Leben fristen, das wie und wo ist ihm egal.

Noch so vieles liesse sich über die Jagd auf den Elch sagen, noch so viele herrliche Bilder hehrer Weidmannslust und unvergesslicher Freude in den Urwäldern des Nordens vor Ihren Augen aufrollen, wie der echte Weidmann in jungfräulicher Waldeinsamkeit die majestätische Ruhe und das geheimnisvolle Schweigen auf sich wirken lässt, wenn er nach hartem aber ehrlichem Kampfe und nach unglaublichen Strapazen zu seinen Füßen den König der nordischen Wälder von seinem Blei bezwungen liegen sieht.

Wenn ich auch oft bis 12 und 14 Stunden täglichen Marsch dem sumpfigen moorigen Wald abringen musste, um mir Dianas Gunst in Form von Beute zu erobern, so bleiben doch die unvergleichlichen interessanten Erlebnisse meine schönsten Erinnerungen, die das Herz auch dann noch höher schlagen lassen werden, wenn das Alter mir und manchem anderen Weidmann die fernere Teilnahme an solchen Exkursionen gebieterisch untersagen wird.

Wenn auch in den letzten Jahrhunderten der Elch sich stark vermindert hat, so bin ich fest davon überzeugt, dass Skandinavien und Russland noch viele weitere Jahrhunderte dieses edle Wild, zum Stolze des gerechten Weidmannes beherbergen werden, und dann werden hoffentlich solche Jagdschindereien, wie in Nordamerika, in das Reich der Erinnerungen aus verflossenen Zeiten gehören und unsere Nachkommen als Jünger St. Hubertus die Devise hochhalten, die uns v. Thüngen in seiner Weidmanns-Praktika ins Gedächtnis ruft:

„Das ist des Jägers Ehrenschild,
Dass er beschützt und hegt sein Wild,
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!“

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preussischen Rheinlande](#)

Jahr/Year: 1901

Band/Volume: [58](#)

Autor(en)/Author(s): Leverkus-Leverkusen

Artikel/Article: [Der Elch 11-52](#)